Offener Schreibebrief von Lizzie Hanfstengel.

No. 590. So viele Leut hen schon zu mich gesproche: „Mei Guttneß, ich kann nit jehn, wie Sie komplehne könne. Wenn mer so viele schöne Buwe hat wie Sie un wo lauter gute Kinner sin, da sollt mer doch gar kein Kahs for Komplents un Kicke hen." Jehs, die Piebels hen gut schwätze! Wei, es duht hardlie en Dag päße, mitaus, daß mer sich ärgern un auftrege und eckseite muß. Ich will Ihn: heut noch emal so e Ekspierienz verzähle un ich sin dann schuhr, daß Sie nit zu dene Leut belange wer'n, wo sage, ich hätt kein Kahs zu kicke. E paar Dag zurück hen ich die Miffis Baumöl an die Stritt gemiet; wisse Se, die Lehdie hat emal zu unseren friehere Bohling Klob belangt un ich hen nie nit viel Juhs for se gehabt, bikahs sie is e alte Tätteltehl un e Gassipp. Well, wie se mich gesehn hat da hat se arig neis zu mich geäckt; mer hen Händs geschehtt un hen uns nach die Familch erkundigt un das all un auf einmal sagt se: „Bei den Weg, da fällt mich ja grad ein: kann mer Ihne noch nit bald tohngrettulehte?" Ich hen gesagt: „Nit daß ich weiß; mer hen ja off Kohrs in unsere Femillie e ganz Latt Geburtstage, awwer die duhn mer weiter nit meinde." „No, es is nit das, hat se gesagt, ich meine mit Ihren älteste Sohn." Da hen ich an den Karlie gedentt, was unseren verheirathe Bub is. „Well, hen ich gesagt, das deht auch noch fehle! Da hen ich ja noch gar nicks von gehört!"

Well, so bei un bei hen ich ausgefunne, daß se Refferenz zu den Bennie gehabt hat un daß der Bennie stettie Kompenie hen deht. „Sell is ja gar nit möglich, hen ich gesagt, er is ja noch e Kid." „O, well, hat se gesagt, das macht kein Differenz, er duht mit die Sehre O'Maellie gehn un schon for so e lange Zeit, daß ich dente deht, es wär jetzt puttinier Zeit, daß mer von sein Ingehtschment höre deht; awwer es is ja nit mei Bißneß un ich will auch nit hen, daß Se ebbes driwwer sage duhn." Dann is se weiter gange un ich sin streht heim. Well, hen ich gedenkt, den Lausbub will ich awwer doch die Bosse ausdreiwe! Un dente Se nur emal, auch noch e Eirische hat er sich getäckelt, als wenn mer mit eine in die Fämmilie nit schon plentie genug hätte. Wie ich heim sin komme, is der Bennie grad aus die Schul komme. Der Feller hätt ja schon längst dorch die Schul sein müsse, awwer seine Tietscher hen ihn all so gut gegliche, daß ihn puttieniehr jede zwei Jahr lang bei sich behalte hat.

„Seh, Bennie, hen ich gesagt, kennst du e Mehdche, wo auf den Name Sehre O'Mallie höre düht?" „Jubettschuhrbuhts, hat er gesagt, sie is das feinste Mehdche in die ganze Welt un ich denke e ganze Latt von sie." „Isch dat so? hen ich gesagt, woher kennst du sie denn?" Da hat er mich dann die ganze Storie verzählt. „Er hat gesagt, daß sie den Schennitter in die Schul seine Dochter wär un sie hätt ihn jeden Dag en Aeppel geschenkt. Einmal hätt er sie auch zu en Dänz genomme un wie se heim gange wäre, da hätt sie zu ihn gesagt, er wär so en gutgudiger Bub un sie deht ihn gleiche un dann hätt se ihn auch en Kiß gewwe un das wär ebbes feines gewese. Se hätt ihn inweitet an sie zu kahle un wie er zum erschte mal zu se komme wär, da hätt ihr alter Mann ihn aus den Haus gekickt un was das meine deht könnt ich mehbie unnerstehn, wenn er mich sage deht, daß die Seis von seine Schuhs Nummero siwwezehn is. Er hätt awwer nicks drum gewwe un hätt die Sehre wo annerschter gemiet un sobald er mit die Schul dorch wär, dann deht er sie heirathe." Well, Mister Edithor, wie ich da gefühlt hen, das könne Se sich denke. Ich hen nur gesagt, er sollt nit fort gehn, ich wollt noch ebbes mit ihn spreche. Dann hen ich mein Käpper angezoge un hen for die längste Zeit nach e hartes Stick Holz gesucht. Schließlich hen ich e Stück von en Klohspohl gefunne un sin hann in den Keller, wo ich alle Fenster un Diehre zugemacht hen un hen alte Karpets an die Fenster gehängk. Dann hen ich den Bennie gerufe. „Bennie, hen ich gesagt, komm emal erunner, ich will, das du ebbes for mich duhn sollst." „Ach, hat er gesagt, ich hen grad ewe zu die Sehre gehn wolle", er is awwer doch komme un da hen ich gesagt: „Nau Bennie, du hast e kleine Weil zurück gesagt, daß du die Sehre heirathe willscht, hast du net?" „Schuhr Ding", hat er gesagt, un dann hen ich ihn beim Wickel kriegt un hen ihn iwwer mei Nie gelegt un hen mit den Klohspohl auf ihn geschmisse, daß die Lappe gefloge sin. Ich hen e Streng in mich gefühlt, wie en Scheient. Der Klohspohl is immer kleiner geworde un zuletzt hen ich nur e Stickelche so groß wie e Mätsch in mei Hand gehabt. Ich hen awwer immer noch nit gewiekend. Ich hen e Stick Hos erwischt wo händig gelege hat un hen von neuem gestart, den Feller die Heirathsgedanke eraus zu kloppe. Der Bennie hat gehallert, das war ganz schrecklich; awwer ich hen nicks drum gewwe. Nach so ebaut e halwe Stund hen ich e Kunstpaus eintrete lasse un da hen ich ihn gefragt: „Bennie, willscht du immer noch heirathe?" Da hat er gesagt: „No, Ma, in mei ganzes Lewe nit, laß mich nur gehn; ich gucke die Sehre nit mehr an, laß mich nor gehn, du duhst mich ja kille un du willscht dein arme Bub doch nit in sei Grehf sehn." Da hen ich ihn gehn gelasse, hen ihn ins Bett gelegt un hen for den Dackter geschickt. Ich denke, es is viel besser, wenn ich die Ettjukehschen von meine Kinner in die Hand nemme, als daß ich den alte Schlohpohk von Philipp, was mein Hosband is, dazu tende lasse.

Mit beste Riegards

Yours

Lizzie Hanfstengel.

Ihre Methode.

Richter: „Sie können sich also mit Ihrem Manne nicht vertragen? Er schlägt Sie sogar? Haben Sie es schon einmal mit Herzensgüte versucht, so was man sagt, glühende Kohlen auf seinem Haupte gesammelt?"

Bäuerin: „Nee, aber n'en Kübel kaltes Wasser habe ich ihm über den Kopf geschüttet."

Ahnung.

Mutter: „Meine Tochter hat ihr Schlafzimmer seit ihrem fünften Jahre immer neben dem unf'rigen gehabt!"

Der zukünftige Schwiegersohn: „O weh, da wird sie sich auch auf Gardinenpredigten verstehen!"

Moderne Mutter.

Millionärin: „Ach, bist Du aber ein kleines, niedliches Mädchen. Habe ich Dich nicht schon einmal gesehen?"

Mariechen: „O ja!"

„Bist Du nicht die Kleine, die manchmal mit meinem Töchterlein Mariechen spielt?"

„Ach nein, Mama, ich bin doch Mariechen selbst!"

Gutmüthig.

Madame: „Warum weinen Sie denn, Kati?"

Dienstmädchen: „Ach, weil mir der Malergeselle, als er in der Küche arbeitete, so viel von Liebe vorgeredet hat! Jetzt läßt sich der schlechte Kerl nicht mehr sehen!"

Madame: „Na, beruhigen Sie sich! Wenn Sie sich gut aufführen, lasse ich zu Weihnachten den Salon streichen!"

Räuber: „So, nun hab' ich reiche Beute gemacht. Wenn ich jetzt nur keinen Räubern in die Hände falle!"

A.: Gehst du jetzt mit in die Stadtratssitzung?"

B.: „Nein, ich schlafe zu Hause."

Trier.

Von H. von Kupffer.

Der Trierer ist, trotz seines Wahlspruchs: „Mer esse gut, mer trinke gut, dafor wolle mer auch unser gut Lewe habe" ein arbeitsfleißiges Menschenkind. Wenn man davon spricht, daß in Trier der Wein dominiert, so ist das in der Hauptsache anders aufzufassen. Da Trier Zentralstelle des gesamten Mosel-, Saar- und Rumerwein-Handels ist, die Monopolstätte der großen, weltberühmten frühjährlichen Weinversteigerungen, auf denen jene Weingutsprodukte auf den Weltmarkt kommen, hängt Triers Wohlstand im allgemeinen und der jeweilige Stand des Geschäftslebens im besonderen fast vollständig vom wechselnden Stande der Rebenkultur ab. Was das in seiner Variabilität bedeutet, kann man aus einigen wenigen, wirklich nicht „langweiligen" Zahlen ersehen. Da haben wir den Wein von Anno 1904. Das war ein gesegnetes Jahr! Qualitativ und quantitativ. Denn die Menge der erzielten Fuder macht es ja nicht allein. Es muß auch etwas in Mark und Pfennigen dabei herausschauen. Nun, damals wurden aus 1782 Fudern 6,091,210 M. erzielt, was einen Durchschnittspreis von 3419 M. pro Fuder ergibt. Gehen wir etwas weiter zurück und nehmen wir dagegen das trübselige Weinjahr von 1894. Das schaffte nur 438½ Fuder, die einen Versteigerungsertrags von 491,950 M. ergaben, also durchschnittlich 963 M. per Fuder! Man sieht, das ist ein starkes Aufundab im Barometerstande der Weinproduktion und des Weinbauertrags, und es ist nicht verwunderlich, wenn man hört, daß hierin die Fundamente des Trierer Wohlstandes ruhen, daß aber auch das Wohl und Wehe der kleineren Geschäftsleute und der Bürgerschaft im allgemeinen, daß ihre Anschauungen, ihre guten und schlechten Zeiten von wechselndem Sonnenschein abhängen, den die anmuthigen Hügelgelände an der Mosel, Saar und Rumer bestrahlt. Vom „Weinjahr" hängt es ab, ob die kaufkräftigen Menschen aus dem guten bäuerischen Hinterlande in Trier das Geld springen lassen oder nicht. Damit hängt es auch gewiß zusammen, daß Trier nicht eine Stadt enormen Privatreichtums ist, obwohl zwanzig Glückliche dort über eine Million versteuern und die Hunderttausend- bis Fünfhunderttausend-Mark-Kapitalien nicht allzu dünn gesät sind. Ein gesunder, kräftiger Wohlstand — das ist der finanzielle Charakter der alten Moselstadt . . .

Die alte Moselstadt! Ja, Trier ist einer der ältesten Städte des Deutschen Reichs mit einer goldenen, glänzenden kurfürstbischöflichen Vergangenheit. Die „Porta Nigra", jenes wundersame, dunkelgraue, pittoreske Wahrzeichen aus den Tagen des 4. Jahrhunderts, da die Römer gegen die andrängenden Germanenschaaren ein Bollwerk errichten mußten, drückt der Stadt den eigenartigen Stempel auf. Der Geist der Erinnerung, der von diesem alten Gemäuer ausgeht, an das sich dann von Jahrhundert zu Jahrhundert die Merkmale deutscher Geschichtsentwicklung und insbesondere der ganzen Trierschen Schicksalsgeschichte herankristallisiert haben, taucht hier und dort in den Straßen und auf den Plätzen Triers auf. Er breitet sich wie ein ehrfurchtgebietender, golddurchwirkter Schleier über die Stadt aus, wenn man von den waldigen, lieblichen Hügeln des linken Mosel-Ufers auf sie herabschaut. Die kleinsten Schuljungen in Trier sind stolz auf die Vergangenheit und erklären mit Vorliebe und einer imponierenden Zuhilfenahme von Phantasie jeden etwas morschen Stein in den mit spitzgiebligen Häusern besetzten Straßen als ein Dokument „aus den römischen Zeiten".

Aber das neunzehnte und zwanzigste Jahrhundert haben ihre Rechte geltend gemacht, trotz der Porta Nigra und der Basilika aus dem 4. Jahrhundert, trotz des kurfürstlichen Palasts von Anno 1614 und den Amphitheater-Ruinen aus dem 2. Jahrhundert, und trotz der zerbröckelnden, riesigen Cäsaren-Residenz in den Anlagen der Ost-Allee. Am Blühen, das den Städten in deutschem Lande unterm Hauche einer frischen deutschen Kultur und hier besonders unter der nimmermüden Regsamkeit der Rhein- und Moselbevölkerung beschieden war, hat Trier, heute eines der liebsten und bewundertsten Ziele des reiselustigen Deutschlands, erfolgreich theilgenommen. — Freilich nicht in raschem Tempo vom alten, träumenden Wesen zum neuen Wirken und Schaffen übergehend. —

Kundige sagen, Trier habe recht lange geschlafen. Wenn auch schon in den Tagen des Wiener Kongresses, da Trier endgiltig dem Preußenland einverleibt wurde, und vor allem seit der Begründung des Deutschen Reiches, da besonders viel Militär in die Stadt gelegt wurde, manch frischer Zug ins Leben der Stadt kam, so hat sie doch verhältnißmäßig recht lange von altem Wohlstand gezehrt. Der ruhte damals schon auf den moselanischen Weinfässern und überdies noch auf der Gerberei-Industrie, die heute wohl keine große Rolle mehr spielt. Schlechte Verkehrsverhältnisse trugen auch das ihre zur Stagnation bei: wohl gab's Anfang der achtziger Jahre schon eine Mosel- und eine Eifelbahn, aber sie waren für die energische Hebung der Stadt noch von wenig Belang. Es ist nicht viel mehr als ein Jahrzehnt verflossen, seit Trier an den internationalen durchgehenden Eisenbahnverkehr angeschlossen und dadurch zu einer Stadt wurde, die sich heute rühmen kann, zwischen fünfzig- und sechzigtausend Fremde aus allen Theilen der Welt im Jahre zu beherbergen. Ein Stadtregiment, das sich einlebt, ist sehr gut und nützlich! Wenn es aber patriarchalische Formen annimmt, dann setzt sich Moos am kurulischen Sessel an, und das „würdige Alte" fängt an, fossil zu werden. Zweiundzwanzig Jahre hindurch hatte Trier ein und denselben, in seiner Blüthezeit höchst verdienstvollen Bürgermeister. Seit sechs Jahren erst präsidiert ein neuer Stadtbeherrscher, Herr von Bruchhausen, in dem althehrwürdigen, aus dem 15. Jahrhundert stammenden Rathaus auf dem Kornmarkt.

Der Weg der Entwicklung, den Trier seitdem genommen, ist ein sehr rationeller. An einem Mangel natürlicher Grundbedingungen des Aufblühens hat es nie gelegen. Es galt also eigentlich mehr, den Rahmen immer mehr auszugestalten, in den sich das Bild eines immer lebendigeren Seins und Schaffens einfügen konnte. Die kommunalen Kräfte, die Verkehrsverhältnisse mußten befestigt und erweitert, die Lebensbedingungen in der Stadt mußten unterstützt, die zahllosen Reize ins rechte Licht gesetzt, der ganzen Welt leichter erreichbar gemacht werden. In den Jahren 1900 bis 1903 hatte Trier bereits seine Kanalisation erhalten. Man ging nun an die Verbesserung und Verschönerung der Straßenphysiognomie. Es ist festgestellt, daß heute von allen deutschen Städten, mit Ausnahme Berlins, Trier die größte Fläche an asphaltierten Straßen aufweist. Wie ging man rasch und zielbewußt an die Eingemeindungsfragen heran! Bald wird der anmuthige Kranz von Vororten, der Trier schmückt, innerlich, kommunalpolitisch mit ihm verbunden sein. Die Verträge betr. Pallien, St. Matthias, St. Medard, Heiligkreuz usw. liegen bereits auf dem grünen Tische. Aber damit unerläßlich verbunden war natürlich eine Erweiterung und Konsolidierung des Straßenbahnverkehrs. Die Elektrisierung der städtischen Bahnen war das Signal zum Aufschluß der entzückenden Ausflugsgelände; insbesondere auf dem linken Ufer der Mosel, und darin zeigt sich die Stadtverwaltung großzügig, daß sie sich auch der nicht auf ihrem Verwaltungsgebiet liegenden Wege liebevoll annimmt.

Elektrizität! — Sie spielt in diesem hübschen Bilde an dem gesunden Aufleben dieser echt deutschen Stadt mit altrömischen Erinnerungen eine große Rolle. Da konzentriert sich ein ganz besonders erwähnenswerthes Stückchen kommunaler Kraftentfaltung und kommunalen Unternehmungsgeistes. Nachdem die Stadt das alte Wasserwerk erworben und bereits den Plan eines neuen großen Wasserwerks im Moseltal ausgearbeitet hatte, nachdem schon vor zehn Jahren das im Besitze einer privaten Gesellschaft befindliche Gaswerk von der Stadt gekauft und in den letzten drei Jahren mit einem Aufwand von rund zwei Millionen Mark ausgebaut, und modernisiert worden war, ging man ans große elektrische Unternehmen. Ein kleineres elektrisches Kraftwerk existierte schon 1893. Inzwischen ist man zur elektrischen Ueberland-Versorgung fortgeschritten. In Thätigkeit ist bereits das elektrische Dampfkraftwerk in Trier selbst, im Bau befindet sich drunten am Dhrombach bei Leiwen ein elektrisches Wasserkraftwerk, das jenen Bach mittels eines Bergdurchstichs direkt in die Mosel führt. Wenn das nun alles zusammenarbeitet, dann ist Trier — als kommunale Einheit gedacht — die riesige elektrische Kraftquelle, von der nicht nur die Stadt selbst mit Licht und Kraft versehen wird, die nicht nur alle Bahnhöfe zwischen Conz und Ehrang erleuchtet, sondern weit hinausstrahlt in den Landkreis Trier, innerhalb drei Jahren auch den Kreis Saarburg in seine Arme schließt, rund hundert Gemeinden an den Segnungen der Elektrizität teilnehmen läßt, und schließlich sogar die Abgabe von Strom bis ins Großherzogthum Luxemburg hinein plant! . . .

Jene Einschaltung überaus starker „elektrischer Kommunalkräfte" wird unzweifelhaft der Industriearmut Triers auf die Beine helfen. Namentlich auf dem Felde der Klein-Industrie. Das zeigt sich jetzt schon. Und dann um 1900 brachten die industriellen Werke dem Stadtsäckel noch nichts. Heute schon beträgt ihr Reingewinn für die Stadtkasse fünfzig vom Hundert der Staatseinkommensteuer. Freilich — wenn bei diesem Tempo in der Entwicklung des äußerst fruchtbaren und nachahmenswerten kommunalen Unternehmertums die Bewohner Triers zweihundert Prozent an Gemeindeabgaben zahlen, so ist das nicht ein Lichtblick für Kleinpensionäre und solche, die es im Hinblick auf die zahllosen Reize und Anziehungskräfte der Stadt, werden wollen. Aber — man muß eben auch mit der Zukunft rechnen! Dafür baut die Stadt Trier auch mit ihren großen Unternehmungen der Weinkultur und der Landwirthschaft ein Stück imponierende Wohlfahrtsarbeit auf. Zehn Millionen repräsentieren an Grundbesitz die sog. Vereinigten Hospizien, die Krankenhaus, Waisenanstalt und Altersheim umfassen. Napoleon I. gab die Hospizien einst in der französisch-rheinischen Zeit der Stadt zur Verwaltung. Heute erzielen sie durch ihre Gutsverpachtungen und ihre Weinberge an der Mosel und der Saar so viel, daß die Stadt jene Wohlthätigkeitsinstitute, die sie ja doch sonst errichte müßte, nur mit etwa 45,000 M. alljährlich zu unterstützen braucht!

Bildungskunst fremder Sprachen.

Wir Deutsche sind das Volk der Philologen; kein anderes Volk treibt mit solchem wissenschaftlichen Eifer fremde Sprachen, todte wie lebende, europäische und außereuropäische. Wir treiben sie aus wissenschaftlichem Forschungstrieb, und wir treiben sie, weil wir tiefer als die meisten Völker von dem Bewußtsein durchdrungen sind; die Kenntniß fremder lebender Sprachen ist für den Welthandel, ebenso für den Verkehr der Gebildeten aller Länder unter einander unentbehrlich. Gegen diese beiden Triebfedern zur Beschäftigung mit fremden Sprachen läßt sich nicht das Mindeste einwenden.

Nebenher hat sich aber, wiederum in Deutschland, mehr als irgendwo sonst, noch die Meinung festgesetzt, in der Kenntniß fremder Sprachen an sich stecke schon Bildung. Ja, weithin ist die Ueberzeugung verbreitet, höchste Geistesbildung sei unmöglich ohne die Kenntniß fremder Sprachen. Man ist sich allerdings nicht recht klar darüber, welches Mindestmaß fremdsprachlicher Kenntniß zu höchster Geistesbildung erforderlich sei, ob Französisch und Englisch allein genügen, ob nicht auch Italienisch oder gar Spanisch, ja sogar mit Rücksicht auf die wachsende Bedeutung der russischen Literatur auch Russisch für den höheren Bildungsmenschen unentbehrlich sei. Für die klassischen Philologen versteht es sich von selbst, daß niemand, der nicht Griechisch und Lateinisch gelernt, auf höchste Bildung Anspruch habe. Hierbei stoßen sie allerdings auf manche Schwierigkeiten, so auf die feststehende Thatsache, daß z. B. Bismarcks Griechisch äußerst dürftig war, daß Moltke niemals Griechisch gelernt hatte, daß in Schillers Jugendunterricht das Griechische gar keine Rolle gespielt, Goethe das Griechische trotz wiederholter ernster Anläufe niemals völlig gemeistert hat. Es scheint also doch möglich zu sein, mindestens ohne Griechisch die Höhen menschlicher Bildung zu ersteigen. Und wenn das ohne Griechisch möglich ist, so sollte es doch ohne Lateinisch auch nicht ganz unmöglich sein. Will man z. B. von unseren größten deutschen Dichterinnen, von Annette von Droste-Hülshoff oder von Marie Ebner, die beide ohne griechischen und lateinischen Unterricht aufgewachsen sind, behaupten, sie hätten nicht den Gipfel menschlicher Bildung erklommen?

Noch niemals ist es bisher gelungen, für jedermann verständlich nachzuweisen, daß und welcher Bildungswerth in der Kenntnis fremder Sprachen an sich liegt. Am häufigsten begegnet man dem Satze, den einer dem anderen nachspricht: ohne die Kenntniß fremder Sprachen gelangt man nicht zur Kenntniß der Muttersprache. Das mag sehr schön klingen, nur läßt es sich durch nichts beweisen, und die Erfahrungen der ganzen Kulturgeschichte widersprechen dieser Behauptung aufschlagendste. Ist es ein bloßer Zufall, daß das sprachgewandteste Kulturvolk der alten Geschichte, die Griechen, und das sprachlich höchst entwickelte Kulturvolk der Neuzeit, die Franzosen, in der Beschäftigung mit fremden Sprachen am tiefsten stehen? Man denke: die alten Griechen mit ihren lebhaften politischen und kaufmännischen Beziehungen zu allen Völkern des Mittelmeeres und darüber hinaus haben, soweit unsere Quellen reichen, sich niemals das geringste aus dem Studium fremder Sprachen gemacht. Es ist Herodot nicht eingefallen, für seine Reise nach Aegypten sich sprachlich vorzubereiten, und wir erfahren nicht einmal, daß die Griechen unter römischer Herrschaft Lateinisch getrieben haben. Hingegen rühmen ja unsere klassischen Philologen, und zwar mit Recht, den feinen, den künstlerischen Sprachsinn der alten Griechen, und mit heller Freude erzählen sie den Gymnasiasten die allerdings sehr lehrreiche Geschichte von der Sprachkunde einer bunt zusammengesetzten athenischen Volksversammlung, die dem Demosthenes einen, allerdings absichtlich begangenen, Betonungsfehler sogleich durch allgemeinen Zuruf verbesserte. Und beneiden wir so überaus sprachkundige Deutsche den Franzosen nicht die Sicherheit, mit der selbst ihre untergeordneten Schriftsteller das Französische beherrschen, während unter dem deutschen Philologenvolk mancher angesehene Schriftsteller kein einwandfreies Deutsch schreiben kann? Nie ist es einem altgriechischen Schriftsteller in den Sinn gekommen, man könne die Empfindung für feines Griechisch stärken durch die Beschäftigung mit dem Aegyptischen, Persischen oder Lateinischen. Und kein französischer Philologe oder Schriftsteller glaubt, man werde sich des Wesens der französischen Sprache, der Feinheiten ihres Ausdrucks oder ihrer Syntax erst bewußt, oder darin fortgebildet etwa durch die Beschäftigung mit dem Englischen oder Deutschen. Einzig in Deutschland ist noch immer der Aberglaube verbreitet, der Sinn für die Muttersprache werde durch die Beschäftigung mit fremden Sprachen gestärkt. Wäre dies in Wahrheit so, dann müßten nicht die Griechen, nicht die Franzosen, sondern die Deutschen als das Philologenvolk die größten Prosakünstler sein. Ich glaube aber nicht, daß selbst deutsche Schriftsteller, mit einiger Kenntnis fremder Literaturwerke aus den Quellen, den Deutschen die Palme der Sprachkunst in der Prosa, ja nur der Sprachrichtigkeit, zugestehen.

Ich bestreite jeden Zusammenhang zwischen der bloßen Kenntniß fremder Sprachen und höchster Bildung. Ich will mich nicht einmal des Beweismittels bedienen, daß ja alsdann der gewandte sprachenkundige Oberkellner zur Blüthe der gebildeten Menschheit gehören würde. Nein, ich behaupte, selbst die wissenschaftliche Kenntniß der größten Feinheiten griechischer oder französischer Syntax hat mit geistiger Bildung nichts zu thun. Sie vermittelt Fachbildung, deren Werth ich nicht bestreite, nur sehe ich keine Brücke, die von jener Kenntniß zu höchster geistiger Bildung führt.

Wenn alle Beweise für den angeblichen Bildungswerth der Fremdsprachen versagen, dann kommt das von der „feineren literarischen Ausbildung", die nur durch die Kenntniß der Ursprachen der Dichtungen fremden Völker vermittelt werden könne. Gleichviel wie weit man den Kreis der für die wahre Bildung in der That unentbehrlichen größten Dichterwerke aller Völker ausdehnen mag, mindestens ein halbes Dutzend fremder Sprachen kommt hierbei in Betracht. Soll die Kenntnis der Ursprachen der höchsten dichterischen Meisterwerke der Menschheit unentbehrlich sein zur Erlangung höchster Bildung, dann werden geradezu unmögliche Ansprüche an jeden Menschen gestellt, dem es ernstlich um ie Erreichung der höchsten Bildungsstufe zu thun ist. Zu den ewigen Büchern der Menschheit gehört doch wohl die Bibel, das Alte und das Neue Testament. Glaubt wirklich jemand, daß die Schönheiten des Alten Testaments nur einem Menschen aufgehen können, der Hebräisch — nicht etwa stümperhaft, sondern so vollkommen beherrscht, daß er nicht nur mühsam übersetzend, sondern frei genießend sich der dichterischen Ausdruckskraft der Sprache bewußt wird? Oder kann die Bergpredigt nur voll empfunden und genossen werden, religiös oder literarisch, wenn man Griechisch gelernt hat? Soll niemand von sich behaupten dürfen, er genieße den dichterischen Wert der Ilias und der Odyssee, wenn er nicht Griechisch, und zwar das Griechisch der alten Jonier eifrig getrieben? Will man als unerläßliches Kennzeichen höchster Bildung die Forderung erheben, man müsse auch Dante in der Ursprache lesen können? Oder soll man, um für wahr gebildet zu gelten, und die Bedeutung des Don Quijote für die Weltliteratur zu begreifen, ein bis zwei Jahre Spanisch getrieben haben? Oder genießen die Millionen nichtenglischer Kinder, die den Robinson lesen, den Reiz dieser unvergleichlichen Erzählung wirklich so sehr viel weniger als die Kinder der beiden angelsächsischen Völker? Oder wollen wir allen denen, die Shakespeare nur in der Schlegelschen Uebersetzung gelesen haben, oder denen er in dieser Uebersetzung leichter zugänglich ist als in der Ursprache, die tiefere Würdigung Shakespeares oder gar die höchste Bildung auf diesem Gebiete abstreiten? Aus dieser kleinen, natürlich unvollständigen Aufzählung einiger unsterblicher Literaturwerke folgt die überraschende Thatsache: die Mehrzahl der Menschen, auch die Mehrzahl der Höchstgebildeten, hat die größten Meisterwerke aller Völker, hat die ewigen Bücher der Menschheit zuerst oder überhaupt nur in Uebersetzungen gelesen und genossen! Bleibt nur noch die allerdings unbestreitbare Behauptung, daß dem Kenner der Ursprache eines fremden Meisterwerkes dessen Schönheiten deutlicher werden, daß er einen noch etwas stärkeren Genuß davon empfängt. Somit bleibt von dem Bildungswerth der Fremdsprachen, selbst bei literarischer Beschäftigung, nur so viel übrig, daß bei vollkommener Beherrschung fremder Sprachen der Genuß an den fremden Dichterwerken noch um etwas gesteigert werden kann.

Man verstehe mich nicht falsch: ich weiß so gut wie jeder Leser, daß es viele werthvolle Bücher gibt, die noch nicht übersetzt sind, allerdings schwerlich irgend eines der ganz unentbehrlichen Werke der Kulturmenschheit. Ich weiß auch, daß jeder wissenschaftliche Arbeiter die wichtigsten fremden Kultursprachen kennen muß, weil es ihm sonst unmöglich ist, den Stand seiner Wissenschaft zu erforschen, denn von den wissenschaftlichen Werken werden ja nur die allerhervorragendsten übersetzt. Die Kenntniß der Fremdsprachen zu solchen Zwecken gehört aber nicht in das Gebiet höchster Bildung, sondern ist zumeist eine Frage der Nützlichkeit, genau so wie die Erlernung der Fremdsprachen für den Kaufmann, den Gewerbetreibenden, den Techniker, den Reisenden u. s. w.